Die Deborah.

Jüdisch-Amerikanische Familienzeitung.

Vorwärts! meine Seele. — תדרכי נפשי עז — Vorwärts, mit Macht.

29. Jahrgang. | Cincinnati, O., den 7. Mai 1886. | Nummer 45.

Die Klage der Gesereth.

Als wir noch in Kinderschuh'
Lustig spielten „blinde Kuh",
Und der Vater nahm die Brille
Und uns vorlas die Megilla;
Als wir Purimküchlich aßen
Und vertraut am Tische saßen
Voll Lebenslust und Heiterkeit,
Da war Purim eine Freud'.

Als die Mutter Schnecken backte
Oder Fleisch zu Klöslich hackte,
Und der Vater lernt Gemora
Mit dem Käpplein hinter'm Ohre,
Und wir Kinder tüchtig lärmten
Und am Kachelofen wärmten;
O die schöne Kinderzeit,
Da war Purim eine Freud'.

Und der schöne Freitagabend,
Wie erquickend und wie labend,
Wo die Schabbeslampe brannte,
Und um Tische all' Verwandte
Traulich mit den Eltern schmußen,
Und die Schwester mit dem „Chusen";
O die schöne alte Zeit,
Da war Schabbes eine Freud'.

Wenn die weiße Tischzwiel blitzte,
Und darauf der „Barches" fitzte,
Und der Karpfen auf der Platt'
Auf die geladene Gäste wart',
Und der Vater machte „Kidisch"
Und erkundigt sich 'was „Chitisch";
O ich sag's mit voller Brust,
Da war Schabbes eine Lust.

Wenn man „Chomez batteln" geht
Und dort auf dem Schulhof steht
Mit der Schachtel in der Hand,
Wo das „Chomiz" wird verbrannt,
Noch schnell ein Glas Bier verzehren,
Weil man's acht Tag muß entbehren;
Sagt es selbst ist's nicht 'ne Freund',
Um die liebe alte Zeit!

Wenn das Sederbecken blitzet,
Und der Vater am Tische sitzet
Mit dem Glas in seiner Hand,
Und es leert bis auf den Rand;
„Ma nischtana" die Kinder sagen
Und nach dem „Afikomen" jagen;
Auf dem Tisch „Elio novi's" Becher,
Was für Seeligkeit für Zecher.

O schöne Zeit der Matzesklöse,
Matzeschalet, Gansgeröse,
Wo wir all' noch heiter waren,
Sind wir's jetzt, nach vielen Jahren?
Nein, die Jugend ist verschwunden
Und mit ihr die frohen Stunden;
Weg sind alle unsere Freuden,
Denn verändert sind die Zeiten.

Wer mag jetzt noch Schabbes halten,
Wer den Pesach, wie die Alten?
Die Reform hat sie vertrieben,
Nur Erinnerung ist geblieben,
Und die Freud', die wir gekannt,
Aus den Herzen ist verbannt;
Nur ein Drängen jetzt nach Geld,
Das allein regiert die Welt.

Ein deutscher Minister.

Roman von S. Kohn, Verfasser von „Gabriel".

(Fortsetzung.)

„Diese sollen Ihnen werden," entgegnete Schwerin ruhig. „Vor Allem wiederhole ich, daß die Ansicht, die ich so eben zu entwickeln die Ehre hatte, nur meine Privatanschauung ist und daß in Preußen nur ein Wille, der eiserne Wille des Königs Friedrich Wilhelm herrscht. Der König hat mich hergesandt und ich habe als loyaler Diener der Krone den mir gewordenen Befehl ausgeführt. Die Verkleidung und die Namensänderung waren nothwendig, um nicht die Zwecke meiner Anwesenheit zu verrathen. Man weiß, ich genieße das Vertrauen meines Monarchen und ich hätte in meiner wahren Gestalt, ohne Mißtrauen zu erregen, nicht vierzehn Tage lang Land und Leute so gründlich studiren können, als es jetzt geschehen konnte."

„Und ich glaube doch, daß Sie unsere Verhältnisse nicht so genau kennen, als Sie meinen," warf Röder dazwischen.

„Pardon! Erlauben Sie mir anderer Ansicht zu sein. Wir haben offene Augen und gut bezahlte, verläßliche Agenten ...aber gestatten Sie, daß ich in meinen Aufhellungen fortfahre.... Als in Berlin beschlossen wurde, mich an den Stuttgarter Hof zu senden, geschah dies in Folge Ihrer Angaben, Herr Graf, aber — nochmals Pardon — alle Ihre Angaben, alle Ihre Prämissen haben sich als vollkommen unrichtig erwiesen."

„Warum? Weshalb? Wie so?" fuhr Röder auf.

„Ereifern wir uns nicht unnöthig," entgegnete der Preuße ruhig, „das paßt für Diplomaten nicht .... also .... um logischen Aufbau in meine Worte zu bringen: Vor Allem sprachen Sie von einer Mißregierung in Würtemberg, von unerschwinglichen Steuern, und — darüber Herr Graf....mußten Sie offenbar selbst schlecht informirt sein."

Röder zuckte von seinem Stuhle auf.

„Nein, — wir müssen mehr zahlen — als unter dem Blutsauger Grävenitz .."

„Wir!" accentuirte Schwerin mit einem leichten Achselzucken. „Das Land zahlt jetzt um achtmalhunderttausend Gulden jährlich weniger, als — wie Sie sich sehr richtig auszudrücken beliebten — unter dem Blutsauger Grävenitz; überdies wurde ein Theil der von diesem contrahirten Staatsschulden bezahlt, der Staats-Credit gehoben, Festungen armirt, die Armee verstärkt, ungeheueres Kriegsmaterial angehäuft, neue Verbindungen geknüpft, günstige Verträge geschlossen, vortheilhafte Coalitionen gebildet, — und vergessen Sie die Hauptsache nicht: die Bestechung, die Bedrückung hat vollständig aufgehört."

„Herr Graf, wir, die Barone des Landes, haben unter der neuen Regierung zu leiden. Wir waren früher ganz steuerfrei, und werden zu zahllosen Abgaben herangezogen; und dafür werden wir für die kleinste Ueberschreitung mit drakonischer Härte bestraft. Wir waren früher, wenn auch nicht durch das Gesetz, so doch für die Praxis souveräne Herren auf unserem Grund und Boden, jetzt schwebt das Schwert des Gesetzes eben so dräuend über unserem Haupte, wie über dem des letzten Bauernknechtes."

„Geehrter Herr Graf, das erstere nennt man in civilisirten Staaten gleichmäßige Steuervertheilung — das zweite: geordnete Rechtspflege; das müssen wir preußischen Edelleute uns auch gefallen lassen."

Röder warf einen feindlichen Blick auf den Staatsmann, der alle seine Hoffnungen, die er auf Preußen gesetzt hatte, erbarmungslos vernichtete; dieser fuhr unbehindert fort:

„Sie selbst hatten die Güte, mir wiederholt zu versichern, daß die Stände bei einer Erhebung eine bedeutende Macht auftreiben und die herzogliche Armee mit Leichtigkeit niederwerfen würden. Ich muß mir zu bemerken erlauben, daß Sie sich vollständig im Irrthum befinden. Die Armee, die dreiundzwanzigtausend sechshundert Combattanten zählt, ist reichlich mit Cavallerie und Artillerie versehen, besitzt siebzig Geschütze, hat vortreffliche und, was ich betone, viele ausländische Offiziere, die nur ihren Fahneneid und ihre Soldatenehre kennen, — und als obersten Kriegsherrn den Herzog Carl Alexander, einen Helden von Weltruf. Herr Graf, die undisciplinirte Masse, die Sie dem Herzoge entgegenstellen wollen, müßte vor der würtembergischen Armee wie Spreu im Winde zerstieben."

„Es giebt aber auch inländische Edelleute, die im Heere dienen," warf Röder dazwischen, „diese würden...."

„Bah!" entgegnete Schwerin, „wenn ich auch annehmen wollte, daß Edelleute ihren Eid brechen würden, es würde ihnen und Ihnen nichts helfen, lieber Graf. Der Herzog ist aus der Schule des großen Prinzen Eugen, einer seiner besten Zöglinge; die österreichische Armee ist durch ihre Manneszucht berühmt, das Heer folgt seinem Führer; es ist in Oesterreich ganz so wie in Preußen, und es würde in Würtemberg unter Carl Alexander und General Remchingen auch nicht anders sein."

„Ich erstaune über Ihre genaue Kenntniß unserer Armee."

„Wir haben offene Augen und gut bezahlte, verläßliche Agenten," bemerkte Schwerin ruhig.

„Sind Sie, Herr Graf, mit meinen angeblichen Irrthümern schon zu Ende?" frug Röder bitter.

„Noch nicht, bester Graf!.... Sie behaupteten weiter, Herzog Carl Alexander und sein Minister wären unfähig zur Regierung und im Lande verhaßt ... Carl Alexander ist ein großer Krieger, und Minister Oppenheim ..." der preußische Edelmann machte eine Pause.

„Sind Sie vielleicht auch ein Verehrer dieses Parvenüs ..dieses Juden?"

„Das bin ich, offen gestanden, Herr Graf; Oppenheim ist — nach meiner Ansicht — einer der genialsten Menschen, die ich gesehen. Ich bedaure nur, daß er nicht an der Spitze eines großen Staates steht, obwohl ich glaube, wenn er nicht vor der Zeit von Meuchlers Hand fällt oder gestürzt wird, er das kleine Würtemberg groß machen wird. Die Zukunft der Staaten liegt oft in der Hand einzelner großer Männer. Schon daß er, ein Jude, der in Deutschland der Paria, sich zum ersten Manne in Ihrem Staate emporschwingen konnte, ist ein Beweis seiner ungewöhnlichen Geisteskraft, seiner Energie."

„Herr Gott! Sie geben in Ihrer Bewunderung für diesen Mann weit..... zu weit," brauste Röder heftig auf.

Schwerin schien die Unterbrechung nicht zu bemerken.

„Er besitzt einen Scharfblick, wie vielleicht kein zweiter jetzt lebender Mensch."

„Herr Graf! Sie überschätzen den Mann; gewiß, bestimmt!"

„Nein, Herr Graf Röder! Ich habe die thatsächlichsten Beweise. Wollen Sie sie hören? — Sie wissen bei der letzten herzoglichen Tafel, wo ich, wie Sie versicherten, die undankbare Rolle des dummen brandenburger Junkers so glänzend spielte, daß sich der Herzog zu einigen, für mich wenig schmeichelhaften Ausdrücken hinreißen ließ, lud mich der Minister zur Besichtigung seiner Pferde ein; das war mir auffallend."

„Ah!" meinte Röder, „nichts als Eitelkeit. Der heimische Adel zieht sich von ihm so viel als möglich zurück, deshalb will er mit Besuchen fremder Cavaliere prunken ....er wollte Ihnen seine prachtvollen Equipagen, sein herrliches Gestüt zeigen.

„Sie irren sich gewaltig!" entgegnete Schwerin ruhig, „er zeigte mir nicht einmal seine Pferde."

„So?!" — jetzt ward Röder selbst unruhig. „Was wollte er denn von Ihnen?"

„Er sagte mir, daß ihm an meiner — bedenken Sie es, an des albernen Baron Kosewitz — Meinung viel gelegen sei; daß er von meinem Einflusse auf dem Berliner Hofe vollkommen überzeugt sei; daß es seine Absicht sei, mit dem Norden Deutschlands in tiefstem Frieden zu leben; daß es zwischen Preußen und Würtemberg nicht leicht eine streitige Frage geben könne; daß er bestrebt sein wolle, zwischen Wien und Berlin ein gutes Verhältniß herzustellen und zu erhalten; daß er die Bundesfreundschaft aller deutschen Fürsten wünsche, daß nur durch diese der

Weltfriede gesichert, der Türke im Osten, der Schwede im Norden, der Franke im Westen in gehörigem Respekt erhalten werden können. — Sein politisches Programm hat mir gefallen. Ich glaube sogar, daß wenn ich es meinem gnädigsten Herrn, König Friedrich Wilhelm, vortragen werde, es einen solchen Einfluß auf ihn haben wird, daß er seine Anschauungen in manchen wichtigen Punkten wesentlich modificiren wird."

Röder war aufgestanden und durchschritt heftig das Zimmer.

„Das Volk hat recht," murmelte er, „dieser Oppenheim ist ein Hexenmeister, — auf den Scheiterhaufen mit ihm!"

Schwerin blickte erstaunt auf. „Das ist wohl nur Scherz? .... Ich versichere Ihnen, Herr Graf, Minister Oppenheim ist nichts mehr und nichts weniger als ein hochbegabter Mensch, mit reichen, natürlichen Anlagen. Ich gehöre nicht zu Jenen, die leicht deconcertirt werden, das werden Sie mir wohl glauben, — aber das erste Mal in meinem Leben wurde ich verlegen, als mir das Benehmen des Ministers keinen Zweifel übrig ließ, daß er meine Maske durchblickte, daß er erkannt hatte, daß ich nicht der alberne Tölpel sei, dessen Rolle ich mit so vielem Erfolge dem ganzen Hofe gegenüber gespielt hatte. Dabei besitzt dieser Mann einen köstlichen Humor — auf Ehrenwort! Ich bemerkte leichthin: Euer Excellenz haben also einen besseren Begriff von mir, als es....die Anderen haben; worauf fußt sich diese schmeichelhafte Beurtheilung meiner Person? — darauf replicirt mir der Schalk mit meiner Lieblingsphrase: Wir haben offene Augen, und gut bezahlte, verläßliche Agenten! ...... was sagen Sie dazu, Graf?"

Dieser sagte vorläufig gar nichts; aber er erbleichte gründlich, ein starkes Zucken durchflog seinen Körper.

Dem scharfen Auge des ruhig beobachtenden Schwerin entging keine Nüance der Bewegung der sein vis-a vis anheim gefallen war.

„Seien Sie unbesorgt, Herr Graf Obrist Röder. — Sie haben von Oppenheim nichts zu fürchten; so scharf blickend er sonst ist, in Bezug auf Sie ist er merkwürdigerweise mit totaler Blindheit geschlagen. Er liebt Sie und hält sich Ihrer Freundschaft versichert. .... Auf Ihre Treue würde er Felsen bauen; er glaubt Sie durch das feste Band der Dankbarkeit an sich gekettet. Sie sind durch seine Fürsprache in den Grafenstand erhoben worden. — Seine Presumtion hätte eigentlich etwas für sich ..."

Schwerin ließ seine klugen, grauen Augen prüfend auf Röder's Antlitz ruhen. Dieser mußte unwillkürlich seinen Blick senken, die aufsteigende Röthe färbte sein Gesicht kirschbraun; er murmelte leise etwas von Pflichten, die über allen Privatrücksichten ständen.

„Oppenheim ahnt nicht, daß Sie meine Maske kennen; er belächelt es, daß Sie mich nicht sofort durchschaut haben."

„Ei!" rief Röder zähneknirschend, „da hält er mich wohl für einen Dummkopf?! — warte nur mein lieber Minister Oppenheim, — wer zuletzt lacht, lacht am besten!"

„Ich bedaure, Ihnen diese Aeußerung des Ministers hinterbracht zu haben; ich habe mich übereilt; ich wollte sie nicht beleidigen, nur beruhigen, ich sah Ihre nervöse Aufregung...." meinte der preußische Graf mit einem verletzenden Lächeln.

Das Gespräch stockte; es war eine längere Pause eingetreten.

„Also, Herr Graf Schwerin," ergriff Röder mißmuthig das Wort, „wie ich zu meinem Bedauern ersehe, haben wir von Preußen gar keine Unterstützung zu erwarten ...man scheint uns in Berlin nicht als constitutionelle Stände, die das verfassungsmäßige Landesrecht vertheidigen, sondern als malkontente Rebellen zu betrachten. Wenn, glücklicherweise, nicht ein schönes Stück Deutschland zwischen den beiden Staaten läge, oder ....wenn Ansbach schon preußisch wäre, würde König Friedrich Wilhelm wohl noch einige Regimenter herüberschicken, um dem Herzog zu helfen, die Insurgenten zu vernichten .... ein wohlthätiges, blutiges Beispiel zu statuiren!"

Schwerin machte ein ganz erstauntes Gesicht und ergriff lebhaft die Hand des erregten Röder.

„Um des Himmels willen, was sprechen Sie? Ich begreife Sie nicht! — Ich bin, wie ich zu meinem Bedauern sehe, total mißverstanden worden; ich habe Sie ja ausdrücklich ersucht, meinen freundschaftlichen Auseinandersetzungen nur den Charakter einer Privatansicht beilegen zu wollen. In Preußen gilt nur der Wille des Königs, was der beschließen wird, — wie kann ich das wissen?"

„Aber nach Ihrem Referate, Herr Graf, wird er...."

„Vielleicht Cantelen verlangen," unterbrach ihn Schwerin, „daß er nicht vergeblich große Anstrengungen macht; vielleicht......ich weiß es nicht — es ist so meine Ansicht...einige Herren bitten, in Berlin zu bleiben, damit, wenn die Dinge in Würtemberg eine andere Wendung nehmen sollten, als mein König eben erwartet, man die Herren, die mit den Landesverhältnissen vertraut sind, gleich zur Berathung bei der Hand hätte ..."

„Mit andern Worten: Sie fordern Geißeln von uns."

„Sie wählen scharfe Ausdrücke, Herr Graf," erwiderte Schwerin mit seinem mildesten Lächeln, „aber im diplomatischen Verkehr muß man alle unnöthige Empfindlichkeit bei Seite lassen — wahrhaftig — diese führt zu nichts, zu gar nichts.....Sehen Sie, mein bester Graf Röder, wir würden sehr viel auf's Spiel setzen. — Ich habe von den großen Schwierigkeiten gesprochen, die es Preußen machen würde, ein anständiges Truppencorps durch eine ganze Masse fremder Staaten nach Würtemberg zu senden; diese Schwierigkeiten sind zwar erheblich, aber nicht unübersteiglich. Wenn Preußen dem Kaiser und seinen Bundesgenossen bei einem ausbrechenden Kriege — sagen wir zum Beispiel gegen Frankreich — etwa ein starkes Hilfscorps sendet, so klingt das sehr wahrscheinlich und wäre die von Ihnen gewünschte Maßregel schon zu Wege zu bringen. Sind einmal zehn- bis fünfzehntausend Mann hier in Würtemberg, entsteht eine Differenz zwischen den Ständen und dem Landesfürsten, wünschen die ersteren unsern König als Schiedsrichter, so wäre dann allerdings ein Anhaltspunkt gewonnen, nicht wahr, mein bester Graf Röder? — aber Preußen muß, bevor es so weit gehen kann, alle Garantien gegen ein Mißlingen haben. Wenn — ich setze den allerdings kaum glaublichen Fall voraus — sich in dem letzten Momente Ihr patriotisches Gefühl dagegen sträubt, den angestammten Landesfürsten zu ver ..." Schwerin machte eine bedenkliche Pause, „....anlassen, zu abdiciren; wenn Sie es in dem letzten Momente für geeignet fänden, den Herzog durch ein offenes Entgegenkommen zu gewinnen, zu versöhnen; das Aufgebot, daß Sie zusammengebracht, das starke Schützencorps, das die würtembergischen unzufriedenen Edelleute aus ihrem Forstpersonale und Dienern bilden und dem Könige zur Verfügung zu stellen sich verpflichten, lieber Ihrem Landesherrn zur Verstärkung seiner Armee anböten — lieber, bester Graf — wir stäken dann schändlich in der Fuchsfalle! Wie ich Carl Alexander, den österreichischen Reichsfeldmarschall, kenne, wäre er wahrhaftig nicht der Mann, einen einzigen unserer Soldaten bewaffnet nach Hause zu lassen... Hui! das wäre ein Triumph für Preußen's Feinde; das würde uns in unserer Machtentwickelung um ein Vierteljahrhundert zurückwerfen."

„Herr Graf, wenn Sie mir einen solchen Treubruch zutrauen, so dürfen Sie und Ihr König nicht mit uns unterhandeln...."

„Aber Lieber, Bester!" antwortete Schwerin, „Sie sind eben mehr Mann des Schwertes als Diplomat — dieser muß alle erdenkliche Eventualitäten vor Augen haben und, glauben Sie es mir," Schwerin rückte vertraulich näher an Röder, „Sie können daraus, daß ich alle denkbare Fälle in's Auge gefaßt habe, die Ueberzeugung gewinnen, daß ich die Frage genau studirt habe. Wenn ich etwas dazu beitragen kann, die Größe meines Vaterlandes, den Glanz der Dynastie, den Ruhm meines Königs zu erhöhen, will ich's gerne thun; ich will Preußen groß und mächtig sehen, aber ich wollte die Sache nach allen Richtungen beleuchten, und da mußten auch die extremsten Gesichtspunkte in Betrachtung gezogen werden; mit einem Worte, Herr Graf, ich wollte Ihnen die Nothwendigkeit für Preußen darlegen, daß diesem alle Garantien geboten werden müssen ...dann ......könnte vielleicht mein gnädigster Herr vielleicht auch allen Ihren Wünschen entsprechen."

„Herr Graf," begann Röder nach einer langen Pause, „ich gestehe es Ihnen, ich habe jetzt erst einen wahren, echten Diplomaten kennen gelernt; ich glaube jetzt erst das Richtige gefunden zu haben. Sie wollten mir nur die großen Schwierigkeiten zeigen, um uns zu einem möglichst hohen Preise zu bestimmen. Ich bewundere Sie, Herr Graf, und bitte zu entschuldigen, daß mein gerader soldatischer Sinn Ihren Andeutungen nicht rasch genug zu folgen vermochte....Also was verlangt Ihr Monarch, damit er in einem zwischen den Ständen und dem Landesfürsten entstehenden Streit auf unsere Seite tritt, uns beisteht, den Herzog mit Waffengewalt zu entfernen — und dann neben dem preußischen Königsthrone auch als erster der deutschen protestantischen Fürsten den Herzogsstuhl von Würtemberg besteigt?"

„Das ist recht vernünftig gesprochen Herr Graf Röder, das bringt uns dem Ziele wesentlich näher. Also," Schwerin holte eine chiffrirte Schrift aus seiner Brusttasche, „ich habe mir einige Notizen gemacht ...das heißt, Herr Graf — damit nicht wieder mißliebige Mißverständnisse entstehen — das sind wieder nur meine Privatansichten. — Es wäre zweckmäßig, daß zunächst sämmtliche Herren, die mit der herzoglichen Regierung unzufrieden sind, dies in klarer, unzweideutiger Weise in einem an seine Majestät gerichteten Pro Memoria aussprächen....."

„Hm! das heißt, wir müssen unser Leben und unsere Ehre vertrauungsvoll in die Hand des Königs von Preußen legen ......denn wenn der Herzog die Namen liest — mein Haupt da," Röder nickte leicht mit dem Kopfe, „säße dann nicht ganz sicher auf meinem Halse."

"Vous etes le meutre de faire ce que vous voulex! ich spreche nur meine Privatansicht aus," meinte Schwerin und wollte die Notizen wieder in die Brusttasche stecken; der würtembergische Herr hielt ihn zurück, „weiter, wenn's beliebt, Herr Graf."

„Ferner müßte," fuhr Schwerin fort, „ein Grund, ein plausibler Grund angeführt werden, der vom allgemein staatsrechtlichen Standpunkte aus einer evangelischen Macht eine Einmischung in die innern Verhältnisse Würtemberg's gestattet; denn es soll nicht heißen, wir brächen muthwillig einen Streit vom Zaune und suchten nur Vorwände, um uns zu vergrößern."

„Ein solcher Grund liegt vor; der Herzog will uns, will das Land mit Hilfe des Bischofs von Würzburg katholisch machen."

Schwerin nickte zustimmend mit dem Kopfe.

„Bon! — als Vorwand kann das schon gelten."

Röder fuhr leidenschaftlich auf:

„Sie stellen hartnäckig jede meiner Angaben in Abrede; warum wollen Sie nicht glauben, daß der Herzog und der Baier Remchingen das Land katholisch machen wollen?"

„Theuerer Graf, ich glaube das Volksmärchen eben so wenig, als — Sie selbst. Der Herzog Carl Alexander will sein Volk so wenig katholisch machen, als Oppenheim der Bevölkerung und dem Adel zumuthet...Juden zu werden...."Schwerin lachte aus vollem Halse ...„Ich habe es Ihnen schon gesagt, wir Preußen haben offene Augen und gut bezahlte, verläßliche Agenten....aber ich habe ja nicht das Recht, Ihre und der Landschaft Ansichten zu corrigiren, bester Graf," fuhr der preußische Diplomat ernst fort, „ein solcher Plan involvirte allerdings das vollständige Zertrümmern Ihrer Landesverfassung und gäbe Ihnen, den Landständen, das Recht, fremde Intervention anzusprechen, — dem Könige die Pflicht, zu Gunsten seiner bedrängten Glaubensgenossen einzutreten."

„Könnte der lüderliche Lebenswandel des Ministers, der ein notorischer Wüstling ist und sich unweit der Grenze einen förmlichen Harem angelegt hat, nicht auch in unserem Pro Memoria an Ihren Monarchen als Grund aufgeführt werden?"

„Nein," entgegnete Schwerin, „vorerst klänge es wahrhaftig komisch, wenn in Würtemberg, wo vor Kurzem unter dem verstorbenen Herzog Eberhard Ludwig eine wahre Maitressenwirthschaft bestand, jetzt, wo es dem wunderbaren Einflusse des genialen Oppenheim gelang, solche verderbliche Elemente vom Herzoge ferne zu halten, mit solchen unbegründeten Anklagen aufzutreten. Oppenheim ist, so viel ich weiß, ein vollkommen sittenreiner Mann; das, was von seinem Harem außer dem Lande gefabelt wird, ist ein albernes Märchen. Es sind allerdings zwei sehr schöne Damen, eine Wittwe und ein Mädchen dort; aber dieses ist seine Tochter, jene seine Schwester. Sie sehen mich mit erstaunten Blicken an, Graf Röder; es ist aber buchstäblich so, wie ich die Ehre hatte, Ihnen mitzutheilen....wir Preußen haben eben offene Augen und verläßliche, gut bezahlte Agenten."

„Aber Sie befinden sich im vollständigsten Irrthume!" rief Röder triumphirend, „Oppenheim hat nur eine Tochter, welche, wie er selbst zugiebt, eine verwachsene, häßliche Person ist, die er nicht an den Hof bringen kann."

„Es ist so, wie ich es Ihnen sage, bester Obrist," wiederholte Schwerin nachdrücklich. „Der Minister mag wohl keine Lust haben, sein Kind an einen Hof zu bringen, der vor Kurzem noch zu den verderblichsten in ganz Europa gehörte. Sie sehen auch, Oppenheim will sich seinen Schwiegersohn nicht unter den Großen des Landes suchen, obwohl ihm das für alle Eventualitäten einen Stützpunkt bieten könnte. Ich bin überzeugt, Oppenheim wählt für sein Kind einen seiner Glaubensgenossen in irgend einem entfernten Winkel Europa's ...aber lassen Sie uns fortfahren, damit wir unsere Ansichten gründlich austauschen....Sie, Herr Graf, müßten auch die Verhandlungen, die Sie mit den nächsten Anwärtern, dem Herzog von Neustadt und dem Herzog von Oels, führen, abbrechen."

„Ich versichere Ihnen auf Edelmannswort, daß ich weder mit Carl Rudolf noch mit Carl Friedrich über diesen Punkt gesprochen habe."

Schwerin nickte freundlich und zustimmend.

„Vollkommen wahr ... das ist mir bekannt; aber," und sein Gesicht wurde wieder ernst, „Ihre Freunde, die Herren von Miltenberg und Consorten, verkehren mit den Herren Herzogen, oder richtiger gesagt, durch Unterhändler mit deren Freundinnen. Es ist eigenthümlich: es treten sich Mutter und Tochter gegenüber. - Leonore Lodingen, die Maitresse des Herzogs von Neustadt, will das für ihren Amanten erringen, was ihre Mutter, die verwittwete Leonore Bentingen, für ihren Freund, den Herzog von Würtemberg-Oels, wünscht ... Was können Ihnen übrigens diese kleinen Fürsten helfen?"

„Ich will," entgegnete Röder finster, „wenn ich mit Ihnen zu einem Resultate gelangen sollte, meinem Einfluß auf meine Standesgenossen ausüben, daß die beiden Herzoge bei unserer Combination ganz außer Spiel bleiben."

„Ferner müßte die Constitution des Landes einer Revision unterzogen werden. Die Herren Stände besitzen zum Theile Privilegien, zum Theil angemaßte Rechte, welche die Macht der Krone fast auf Nichts herabdrücken, die Souveränität des Monarchen zu einem bloßen Schatten herabwürdigen. Das entspricht weder der Individualität meines Fürsten, noch den Traditionen unseres Königshauses. Die Herren Stände in Würtemberg sind dem Fürsten gegenüber vielverlangend, während sie dem Volke gegenüber als Despoten erscheinen. Eine solche Verfassung kann König Friedrich Wilhelm schon aus dem Grunde nicht toleriren, weil der Unterschied gegen sein Erbland ein zu sehr in's Auge springender, weil die Reichsungleichheit in zwei Theilen eines und desselben Staates den minder Begünstigten zur Unzufriedenheit reizen müßte."

„Herr Graf Schwerin," meinte Röder bitter, „wenn Sie mit Ihren Forderungen in solcher Weise fortfahren, dann ist mir die Herrschaft des Juden Oppenheim viel erwünschter, als jene ..... Ihres glorreichen Monarchen, Königs Friedrich Wilhelm."

„Wir drängen uns Ihnen nicht auf; vergessen Sie nicht, daß Sie uns gerufen haben ...... Wenn Ihnen meine Auseinandersetzungen mißfallen, kann ich abbrechen ...."

„Nein, nein, fahren Sie fort!" rief Röder, seine feinen Lippen zusammenpressend ... „ich möchte den Kelch nunmehr schon bis zur Neige leeren."

„Ich hoffe, Sie werden am Boden desselben noch einen Tropfen Honig finden, der Sie vollkommen devomagiren wird."

Röder schöpfte wieder Hoffnung; wie neubelebt erhob er sein Haupt und sagte:

„Ich wäre begierig ...."

„Nach dem Vorausgesagten wird es Ihnen auch einleuchten, daß, um die wahre Brüderlichkeit zwischen den beiden deutschen Stämmen, die unter dem glorreichen Scepter des Hauses Hohenzollern vereinigt werden sollen, herbeizuführen— namentlich um in der Armee, diesem wahrhaften Hort eines jeden wohlgeordneten Staates, Einigkeit und Einheit zu erzielen —die würtembergischen Offiziere in preußische Regimenter, und umgekehrt, preußische Offiziere in würtembergische Heerestheile versetzt, und ebenso die Truppen theilweise von hier nach dem Stammland dislocirt und durch preußische Regimenter ersetzt werden müßten."

Graf Röder war furchtbar bleich geworden. Wollte der entsetzliche Mann, der bei aller Ruhe das abgeschmackte Lächeln des dummen Kosewitz, dessen Rolle er so vortrefflich gespielt, beibehalten, ihn nur demüthigen, oder—er hatte ihn heute schon einmal im Laufe der Unterhandlung durch eine unerwartete Wendung überrascht; wollte er wieder, am extremsten Punkte angelanat, plötzlich durch Conzessionen anderer Art calmiren? Röder beschloß, das Fegfeuer banger Erwartung bis zum Ende durchzumachen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Juden in Ghat.

Fünf Jahre werden es her sein—so theilt ein Correspondent im „Israelit" mit—da traf ich auf der Fahrt von Tripolis nach Malta auf dem Deck des Dampfers mit einem Scherif (Abkömmling des Propheten Mohamed) aus Kauka, der Residenzstadt des Sultanats Bornu im Sudan, zusammen, der eben die „Hadsch" (Wallfahrt) nach Mekka machte, und suchte ich sogleich dessen Bekanntschaft zu machen, was mich übrigens gar keine Mühe, sondern blos drei egyptische Piaster (ungefähr eine Viertel Mark) kostete, die ich ihm offen als ein Almosen verabreichte und die derselbe auch, ohne irgendwie beschämt zu sein, mit einem Schwall von Dankesworten und Segenssprüchen für mich und meine Familie entgegennahm. Die Enkel Mohamed's thun zwar ganz stolz auf ihre Abstammung vom Stifter des Islam, der nach ihrer Ansicht auch die Schlüssel zum Paradiese in Händen hat; ihr Hochmuth geht jedoch nicht immer so weit, um zugleich auch eine ihnen verabfolgte milde Gabe zurückzuweisen. Ich erkundigte mich dann bei meinem Hadschi (Pilger), von woher er komme, welche Beschäftigung er treibe und wie die üblichen Begrüßungsfragen dann schon lauten. Er theilte mir nun mit, er heiße Achmed Ben Hussein Nazif, sein Vater sei Kadi (Richter) in der Stadt Jakuba, wo er auch in der dortigen Medresseh (theologischen Schule) Rhetorik und Altarabisch (die Landessprache im Sudan ist das Haussa,) vortrage. Er selbst sei Imam (Vorbeter) in einer Moschee in der Stadt Kauka, die er vor anderthalb Jahren verlassen habe, um ein altes Gelübde einzulösen und als Pilger nach den beiden heiligen Städten Mekka und Medina zu wallfahrten. Auf der Reise durch die Sahara nach der Hafenstadt Tripolis sei er nun in der Stadt Ghat (dieselbe liegt am Saume der zum Paschalik Tripolis gehörenden Provinz Fezzan, gehört aber nicht zum osmanischen Reiche, sondern ist eine gänzlich unabhängige Stadt, die von einem Scheikh mit Beihilfe einiger Notablen regiert wird) erkrankt und habe sich auch dem Tode nahe gefühlt. Ein Kaufmann, Namens Mustapha, habe ihn nun mitleidsvoll in's Haus genommen und liebevoll gepflegt, so daß er bald wieder genas. Eines Tages habe er nun bemerkt, daß sein Hausherr und Pflegevater in einem Buche las, das mit ihm gänzlich unbekannten Charakteren geschrieben war. Dieser habe ihm dann vertraulich mitgetheilt, daß er eigentlich kein Araber und auch kein Moslim, sondern von jüdischer Herkunft und Religion sei. Seine Voreltern hätten bald nach dem Tode des Königs Suleiman (Salomo) Jerusalem verlassen und seien nach Ghat ausgewandert, wo die Juden damals große Goldbergwerke besaßen, um sich hier niederzulassen und die Goldschmiedekunst zu betreiben. Das Buch, das er nun lese, sei die Tawrat (Thora), deren Sprache er indeß nur schwer verstehe. Auch noch andere Juden wohnen in Ghat; sie wagen es jedoch nicht, sich öffentlich zur Lehre Musa's (Mosis) zu bekennen aus Furcht, sie könnten ermordet werden. Sie bekennen sich daher öffentlich zum Islam, seien aber insgeheim Juden. Sie besuchen die Moscheen und beten daselbst mit den Gläubigen: zu Hause haben sie aber ein eigenes dazu bestimmtes Gemach, wo sie dem Musa und dem Könige Suleiman Opfer (?) darbringen und dann nach der Vorschrift ihrer Väter zu Gott beten. Mustapha habe ihn dann beschworen und ersucht, von dem ihm hier Mitgetheilten nie etwas, wenigstens solange er in Ghat und Tripolitanien weilen werde, verlauten zu lassen, er könnte sonst großes Unglück über die Juden in dieser Stadt bringen. Er, der Scherif, habe ihm nun die Bitte zugesagt und dieselbe bis auf den heutigen Tag auch getreulich gehalten. Er glaube jedoch jetzt keine Sünde zu begehen, wenn er mir, der ich doch auch Jude bin, über meine Glaubensgenossen in Ghat einige Mittheilungen mache. Im Gegentheile, er hoffe sogar ein gottgefälliges Werk zu begehen, wenn er die Aufmerksamkeit der Juden des Abendlandes auf die jüdische Colonie in Ghat, die in ärmlichen Verhältnissen lebt, lenke, da ihr eine pecuniäre Unterstützung von Außen her sehr erwünscht käme. Ich merkte sogleich, daß mein Scherif ein etwas zu phantastischer, gesprächiger Kautz sei und beargwohnte ihn auch, daß er mir durch seine Mittheilungen neuerdings einige Piaster aus der Börse locken wolle. Ich nahm daher das eben Gehörte nur cum grano salis zur Kenntniß. Später traf ich in Malta mit dem eben von einer Europareise wieder zu seiner Gemeinde heimkehrenden Oberrabbiner von Tripolis, Moses Hazan, zusammen, bei dem ich mich nun nach der angeblichen Juden-Colonie in Ghat erkundigte. Seine Antwort lautete, daß auch er der Meinung sei, daß ein Theil der Bewohner Ghat's von Juden abstamme, und zwar von den zehn Stämmen, die also noch vor der Zerstörung des ersten Tempels Jerusalem und Paläistina verlassen haben. Diese Ansicht konnte ich jedoch nicht theilen, da die zehn Stämme, wie es in den Büchern der Könige ausdrücklich heißt, nach Assyrien, Persien und Medien verbannt worden sind. Auch sei es sehr schwer zu glauben, daß sich ein Stamm oder auch nur ein Theil desselben von den übrigen zehn Stämmen getrennt und direkt nach Ghat gegangen sei, um sich dort eine neue Heimath zu gründen. Ich beschloß daher, mir genauere Informationen über die vermeintlichen Juden zu verschaffen und dann erst etwas über dieselben zu veröffentlichen.

Ana (Pumbeditha).

Ana ist ein kleines, armseliges, todtes und stilles Städtchen, das kaum fünftausend Einwohner, lauter Araber, zählt, unter denen sich nur achtzig bis hundert jüdische Familienväter befinden. Diese haben nicht einmal ein besonderes Stadtviertel, da ihnen schon wenige Häuser genügen. Ana ist nämlich ein langgestrecktes Städtchen, das nur aus einer einzigen Gasse besteht, die aber, da jedes Häuschen daselbst von einem großen Hofe umgeben ist, eine Ausdehnung von nahezu anderthalb Stunden hat. Das eine Ende dieser langen Gasse stößt an den Euphrat, während das andere Ende wieder den Bach oder Kanal Zaga, der sich hier in den Euphrat ergießt, berührt. Bei dem östlichen Thore, wo auch die von Bagdad kommende Karawanenstraße mündet, liegen einige armselige Häuschen, die von Juden bewohnt sind. Dieselben haben nur eine Synagoge, die ebenfalls sehr armselig ausschaut und sich nicht einmal den Luxus kleiner Glasfensterchen gönnen kann. Das Tageslicht dringt durch einige in der Mauer befindliche Löcher in das Innere des Gotteshauses, und gestattet es so den Anwesenden, daselbst beim Gebete ihre zumeist in Livorno gedruckten Gebetbücher zu benutzen. Die Armuth der Gemeinde ist so groß, daß sie nicht einmal einen Vorbeter, geschweige denn einen Rabbiner halten kann. Während die Bagdader Juden mit Ausnahme eines geringen Bruchtheils, der sich schon europäisch trägt, insgesammt der türkischen Tracht huldigen, tragen die Juden Pumbeditha's ohne Ausnahme die arabische Kleidung, die noch heute dieselbe ist, wie vor tausend oder zweitausend Jahren. Von einem Fez daher keine Spur. Dafür tragen Männer und Frauen, Knaben und Mädchen auf dem Kopfe ein vielfarbiges Tuch (Jaschmek oder Tschittai genannt), das mittels einer Schnur (Agal) festgebunden wird. Der Mann trägt einen aus Kameelhaaren angefertigten Rock, während ein Tuch seine Hüften, und Sandalen oder farbige arabische Schuhe seine Füße bedecken. In der Stadt gehen die Juden zwar unbewaffnet; müssen sie aber auf's oder über's Feld gehen, so legen sie sogleich ihre Waffen, Schwert und Flinte, an, um sich so gegen Mensch und Thier, wenn eines von Beiden sie anfällt, gehörig vertheidigen zu können. Dabei sind aber die Juden Pumbeditha's auch streng religiös und dauert ihr Morgengebet (Schaharith) an Wochentagen gewöhnlich drei, an Sabbath- und Festtagen dagegen sogar vier Stunden. In Bagdad, wo es doch auch fromme Juden giebt, dauert das Morgengebet nie länger als anderthalb Stunden. Die jungen Leute verheirathen sich in Pumbeditha sehr früh, und dreizehnjährige Bräute und vierzehnjährige Ehemänner sind dort gar nicht selten, denn mit einem wöchentlichen Einkommen von nur 25 Piastern (etwa fünf Mark) kann man dort schon eine Familie anständig ernähren. Der schon mehrmals unternommene Versuch, auf dem Euphrat einen Dampfschiffsverkehr herzustellen, mußte stets wieder aufgegeben werden, da die vielen Klippen in diesem Flusse die Ausführung eines solchen Vorhabens nicht gestatten. Der Verkehr mit Pumbeditha wird nur mittels Karawanen bewerkstelligt, und kann man daher sehr oft eine kleine jüdische Karawane längs des Euphrats nach Bagdad oder Aleppo ziehen sehen.

Die Deborah.

Herausgegeben von
The BLOCH Publishing and Printing Company,
45, 47, 49, 51, 53 u. 55 McFarland Str.,
Office: Corner Plum & McFarland Sts.

Isaac M. Wise, = = Redakteur.

Cincinnati, 7. Mai 1886.

„Die Deborah“ erscheint wöchentlich, als Allgemeine jüdische Familienzeitung, und ist der Erbauung und Belehrung gewidmet.

Abonnenten und Andere, welche alte Exemplare verlangen, mögen gef. die Nummer oder das Datum der Ausgabe der gewünschten Blätter angeben. Wenn dies nicht geschieht, ist es uns unmöglich, zu erkennen, welche Blätter wir schicken sollen.

Subscriptionspreis:

Die Deborah	$2 00
„ nach Europa	2 50
„American Israelite“	4 00
Sabbath Visitor“	1 50
Die Deborah u. American Israelite an eine Adresse	5 00
Deborah und Visitor	3 00
Israelite und Visitor	5 00

Postgebühren nach Europa betragen 50 Cents extra.

Anzeigen-Gebühren:

Dankes- und Beileids-Beschlüsse,	5 00
Heiraths-, Geburts- und Todesnotizen, jede	1 00

Raten für sonstige Annoncen werden auf Anfragen hin bekannt gemacht.

Ein zweites rein hebräisches Tagesblatt erscheint seit dem 8. Nissan in Warschau und ist aus dem „Hazefirah“ erstanden. Seit einigen Monaten erscheint ein solches Tageblatt, „Hajom“ genannt, in Petersburg. Das ist ein neues Unternehmen, wovon in Amerika Keiner reich werden würde.

Im Stadtrath von Cincinnati sind nicht zwei, wie früher gemeldet wurde, sondern drei jüdische Mitglieder: Alfred M. Cohen, M. Bauer und Gustav Löwenstein; der Letztere ist Präsident des stadtväterlichen Collegiums, der erste deutsche Israelit, der diesen Sitz eingenommen hat.

Ist ein Mensch einmal ein Gewohnheitslügner geworden, wie z. B. Herr Illowitzi aus Minneapolis, wundert sich Niemand darüber, wenn er irgend eine Unwahrheit sagt. Man würde sich wundern, wenn er die Wahrheit zufällig sagen würde. Ein Gewohnheitslügner muß lügen, wie ein Gewohnheitsspieler spielen oder ein Gewohnheitstrinker trinken muß. Wenn aber eine jüdische quasi religiöse Zeitung („Jewish Messenger“) in New York die Unverschämtheit hat, auf Illowitzi's Aussage hin zu drucken, man habe den Herausgeber dieser Blätter und dessen Gattin in einer niedrigen Kneipe getroffen, wo derselbe zwei gebratene Wachteln („Trefeh“ natürlich) für sich und Gattin bestellt und verzehrt habe, da hört jeder Anstand und jeder Verstand auf, da fängt die Gemeinheit und die Dummheit so handgreiflich an, daß man nur noch bedauern kann, daß ein solches ungeschlachtetes Rindvieh eine jüdische Zeitung herausgeben muß, um das Judenthum verächtlich und lächerlich zu machen. Also auch eine Dame darf man vor die Oeffentlichkeit bringen und mit dem Schmutze eines Illowitzischen Mundes begeifern, wenn man einem Gegner Eins versetzen will. Die Kerle sind zu dumm, daß man mit ihnen richten, und zu schlecht, daß man sie züchtigen könnte. Eine ehrbare Frau darf man also auch öffentlich besudeln und doch ein Zeitungsschreiber und Pfaff sein! Pfui über ein solches niederträchtiges Publikum!

In verschiedenen Zeitungen wird berichtet, (wir haben keine direkten Nachrichten darüber), daß Herr Dr. Sonneschein in St. Louis am ersten Pesachabend um neun Uhr eine Mischehe eingesegnet habe. Es wird sich wahrscheinlich nicht ganz so verhalten wie die Zeitungen melden, da Herr Dr. Sonneschein bekanntlich ein Gegner der Mischehe ist. Daß die feindseligen Organe Dr. Sonneschein so barsch und gehässig als möglich verdammen, wird Jeder in der Ordnung finden und sich erlauben, ein eigenes Urtheil darüber zu fällen. Wenn aber der „Reformer“ in New York so gewaltig donnert und einen freundlich gesinnten Collegen so gehässig verurtheilt, nicht weil derselbe eine Mischehe eingesegnet, das, meint der „Reformer“, sei nicht so schlimm wegen der Meinungsverschiedenheit, die in diesem Punkte herrscht, sonden weil er am Pesachabend eine Trauung vorgenommen hat, und das sei das unverzeihliche Verbrechen, das in Israel verübt wurde, verübt von einem Rabbi, der nun abgesetzt, gestraft, gezüchtigt werden müsse, dann erscheint der Widerspruch zwischen dem ausgesprochenen Prinzipe der rechtmäßigen Tendenz des „Reformer“ und diesem über Sonneschein ausgesprochenen Verdammungsurtheil so auffällig und unbegreiflich, und der gehässig boshafte Ton so handgreiflich, daß man zu dem Schlusse gelangen muß, daß keiner der an der Spitze stehenden Redakteure den Aufsatz geschrieben haben kann. Doch wäre das auch nicht der Fall, müßte doch jeder Sachkenner auf den ersten Blick einsehen, daß der Artikel von einem groben עם הארץ also nicht von einem der drei Redakteure des „Reformer“ geschrieben sein kann. Denn die Mischehe ist ihm nichts, aber das Heirathen am heiligen „Jom Tob“-Abend das ist ihm ein Kapitalverbrechen. So was kann nur ein verbissener „Am Haarez“ schreiben, denn im ganzen jüdischen Schriftthume findet sich kein solches Verbot vor, selbst am Sabbath ist es unter gewissen Umständen erlaubt, eine Trauung vorzunehmen, was ausdrücklich im „Schulchan Aruch“ geschrieben steht. Ist denn Heirathen nicht ein Gebot Gottes? Ist denn das Vollziehen einer Trauung nicht ein religiöser Act (מצוה)? Man kann Sonneschein verdammen, daß er eine Mischehe eingesegnet, was wir noch lange nicht glauben; daß er aber am Pesachabend eine Ehe eingesegnet, könnte man dem orthodoxesten Rabbi nicht als ein Vergehen anrechnen, weil das jüdische Schriftthum kein solches Vergehen kennt, und neue „Dinim“ lassen wir uns nicht so mir nichts dir nichts fabriziren. Wenn Dr. Sonneschein gegen den Gebrauch gehandelt hat, so hat er nichts Schlechteres gethan als Jene, die keine „Tephilin“ legen oder Trauungen vollziehen ohne das übliche ברכת אירוסין zu sprechen. Es wäre eine Ehrenrettung für die Herren Redakteure, wenn sie dem unberufenen עם הארץ eine öffentliche Lektion zukommen ließen.

Montagsplaudereien.

Von H. Zirndorf.

XXXIV.

(Ein Gedächtnißblatt für Leopold Zunz.)

26. April.

(Schluß.

Er war allerdings niemals Das, was man einem populären Schriftsteller nennt; seine Bücher können unmöglich bei der Masse Eingang finden; allein leben werden seine Leistungen, weiterklingen wird sein verdienstvoller Name noch durch mehr als ein dahinwandelndes Geschlecht: dafür hat der durchaus originelle Literarhistoriker in ausgiebigster Weise gesorgt.

Man könnte sagen, das bischen Glück oder wenigstens Behagen, welches dem greisen Forscher hier unten gegönnt war, hat die Wirkung gehabt, sein Renommee einigermaßen zu schmälern. Es ist mit dem Nachruhm eine eigene Sache: ohne ein gewisses Maß von Erdenmalheur, ohne so ein Stück Märtyrerthum—ich finde nun einmal keinen anderen Namen dafür — entweder wahr oder theatralisch aufgeputzt, das thut nur wenig zur Sache — ist der Eintritt in den Tempel der Fama auch den Besten gar sehr erschwert. In dem Kranze der Zunz'schen Ehren fehlt aber unleugbar die romantische Passionsblume, welche bei Leser und Publikum sich zu allen Zeiten großer Beliebtheit erfreute. In seinen Lehr- und Wanderjahren wird er zwar auch genug haben dulden müssen; er war ja Jost's Mitschüler, und an Hunger und sonstiger Folter des Leibes wie der Seele ist ihm gewiß nichts geschenkt worden; mein Jost-Buch wird etwas davon auszuplaudern wissen. Allein weiterhin war sein Arbeiten und sein ganzer Lebenslauf ein durchaus ruhiger und systematischer, unbehelligt von den großen Orkanen und Wetterschlägen des Menschen- und Autorengeschickes. Das sieht man ja schon an der Art, wie er studirte und das Material zusammentrug, wie er seine Bücher—nicht allzu zahlreich für ein so langes Leben — schrieb und feilte.

Ja, wenn ich Alles in Betracht ziehe, sein Lehren, sein Predigen, sein maßgebendes und doch etwas exclusives Wirken, seine wenigen Reisen und Domizilwechsel, die zwei Menschenalter seines Berliner Lebens, — nur das zweijährige Prager-Amt lag dazwischen— die stille Gemeinde seiner Verehrer, wenn ihr wollet: seiner Schüler—so komme ich zu dem Resultate: der altverdiente Doktor war der wenigen Glücklichen Einer auf dieser Erdenbühne. Er labte sich nie an materiellem Ueberfluß — welchem jüdischen Denker wäre es je so wohl geworden! — allein er hatte immer genug für sich und seine Adelheid. Und dieser verklärte Frauenname — das ist wohl zu beachten — füllt eines der schönsten Blätter im Ehrenbuche des Zunz'schen Lebens und Hauses; und kinderlos, wie sie nebeneinander herwandelten und zusammen ergreisten, ersetzte sie ihm gewiß, wie die fromme Hanna der Vorzeit ihrem Elkana, durch trautes Frauenwalten eine Zehnzahl von Kindern. Ja, Adelheid hat auf die Zunzschen Bestrebungen den günstigsten Einfluß geübt; und in jenen jungen Tagen, wo frische, wohlgemuthe Stürmer sich um den gewiegten Bücherkenner drängten und sogar von einer Verjüngung von Stamm- und Glaubensgemeinde zu träumen wagten, da hat diese Adelheid—eine bessere Fromet Mendelssohn— vor Weltkindern wie Eduard Gans, vor Sonderlingen wie Bendavid und Friedländer, vor Spöttern wie Heine zwanglos und sittig die Honneurs gemacht.

Diese Behaglichkeit des Zunz'schen Lebens hat, wie mir scheint, einen gewissen philosophischen Kern und Gehalt in sich. Und doch war der alte Jomtob Lippmann oder Leopold nicht das, was man so gewöhnlich einen Philosophen zu nennen pflegt. Allerdings Witz und Wissen hatte er die Fülle; auch bedeutendes Formtalent, sogar poetisches, wie er in der Synagogalpoesie zur Genüge gezeigt hat; allein er war keine Maimonides-Natur, keine Mendelssohn-Gestalt. Das allgemein Menschliche tritt in seinen Büchern nur selten hervor; an Maximen, Kernsprüchen, Vermächtnissen einer geklärten Erfahrung, die man, einmal gehört, nie wieder vergißt, sondern unwillkürlich mit ins eigne Leben hinübernimmt, und wie sie bei seinem Jugendfreunde Jost gar nicht selten vorkommen, ist hier ein bedauerlicher Mangel. Leicht erklärlich wird dadurch der Umstand, daß Zunz so eigentlich keine Schule gestiftet hat. Von pietätsvollen Freunden, von verständnißreichen Verehrern sah er sich zuweilen umgeben, von Schülern und Mitarbeitern wohl selten. Natürlich konnte auch aus solcher Beanlagung niemals ein volksthümlicher Schriftsteller hervorgehen. Und das ist keineswegs der Fehler der Literaturgattung; denn diese könnte, wenn Jemand nur das Zeug dazu hätte, so anziehend gestaltet, in so süße Stilmusik übersetzt werden, daß Volk und Jugend und die Frauenwelt mit wahrer Lust darnach greifen und ihre Romane fortschleudern sollten.

Das sind indeß keine Mängel des Zunz'schen Ingeniums, die ich da hervorhebe: es ist vielmehr das nothwendige Resultat seiner genetischen Entwicklung. Zunz war vielleicht etwas viel Besseres als ein Philosoph und ein Volksschriftsteller. Er war ein ehrenfester, getreuer Baumeister, der Stein um Stein zu einem geistigen Quaderbaue gefügt hat, der ihn um manche wechselnde Zeitreihe überdauern wird. Er hat weder vom Schreibtische noch von der Kanzel jemals machtvoll zum Volke geredet; allein er hat auch Niemanden durch sein Wesen abgestoßen und wohl kaum einen einzigen Feind gegen sich aufgeregt. Seit einem Menschenalter schon hieß er der alte Zunz und war doch als jugendfrisch und jugendlich unternehmend bekannt in Nähe und Ferne; und jetzt, wo er fort ist, steht sein Leichenstein und sein Gedächtniß wohlbehütet unter den reinsten Gegenständen der Rückerinnerung.

Mir bist du nie begegnet, entschlafener Altmeister, in diesem Menschengedränge,

wo Einem doch täglich so viele langweilige und gleichgültige Kerle in den Weg laufen. Allein ich meine, ich kann dich mir vorstellen, wie du leibhaftig warst: so nachhaltig hat dein Werden und Ringen zu Zeiten von meiner inneren Welt Besitz genommen. Und hätte uns der Zufall zusammengeführt, ich meine, an einer gewissen intellektuellen Signatur hätte man dich erkennen müssen unter Tausenden unter Myriaden, auch ohne dein wohlgetroffenes Bildniß.

Inland.

Neu-Jerusalem, 2. Mai.

Wann sollen unsere Mädchen heirathen? Diese Frage wurde neulich von einem Dutzend hervorragender amerikanischer Frauen beantwortet. Es war natürlich, daß zwölf Frauenköpfe, geleitet von eben so vielen Frauenherzen, in so zarter Angelegenheit verschiedener Meinung waren. Die Eine meinte, das richtige Alter für Heirathskandidatinnen sei vom dreiundzwanzigsten bis zum fünfundzwanzigsten Lebensjahre. Eine Andere versichert, im zwanzigsten Jahre schon müßte das Weib sich unterjochen. Die Dritte erklärt, sobald ein Mädchen liebt und geliebt wird, soll sie heirathen. Drei sind darüber einig, daß unsere Mädchen vom fünfundzwanzigsten bis zum dreißigsten Jahre auf den Ehemarkt gebracht werden sollen, und Eine betrachtet die Ehe als würdigen Abschluß des ersten Vierteljahrhunderts weiblicher Existenz. Frau Beecher ist für's jung-heirathen, während Miß Peabody uns anempfiehlt, geduldig unseres Ideals zu harren. Lucy Larcom schließt mit den vielsagenden Worten: „Ein jedes Mädchen thue wie es ihr gefällt." Wenn man den Weisheitssprüchen der edlen Damen lauscht, möchte man glauben, ein Conclave amerikanischer Jungfrauen hätte beschlossen, künftig nur nach der Schablone zu heirathen, oder einzig und allein aus Gesundheitsrücksichten in die Ehe zu treten. Die Damen thuen ja gerade so, als ob es nur nöthig wäre, einen Geburtsschein zu präsentiren, um sofort an den Mann zu kommen. Sie scheinen für den Moment vergessen zu haben, daß zu jeder vollwichtigen Ehe zwei Parteien gehören, und was das Heirathen besonders schwierig macht, ist die Thatsache, das die Parteien verschiedenen Geschlechtes sein müssen. Verzögerung aber erleidet die Ehe am allermeisten dadurch, daß der eine Theil der Menschheit warten muß, bis der andere Theil sie zum Weibe begehrt, was manchmal unleidlich lange dauert und oft gar nicht geschieht. Es ist deßhalb ganz in der Ordnung, die weitere Frage an das Schicksal zu stellen: „Wann sollen unsere Junggesellen heirathen?" Sollen sie heirathen sobald der Flaum um die Lippen sproßt, oder erst wenn die Tonsur sichtbar geworden? Sollen sie heirathen gleich nachdem ihnen die Weisheitszähne gewachsen, oder erst wenn dieselben anfangen wackelig zu werden? Muß ein Mann ledig bleiben bis ihm das Mark aus den Knochen schwindet und der Rheumatismus ihm in die Glieder fährt? Muß ihm erst das Herz verknöchern und das Gehirn erweichen ehe er sich ein Weib nimmt? Das sind die eigentlichen Ehefragen. Mädchen sind selten zu jung, Männer aber oft zu alt wenn sie heirathen; letztere brauchen die Opposition der ersteren nicht zu fürchten, natürlich meine ich vor der Ehe: einmal verheirathet, da wird's freilich anders. Aber wo das Weib zur Opposition herausgefordert wird, haben doch nur die Männer schuld. Das hat die resolute Bäckersfrau, Mrs. Gray, in New York doch auf's trefflichste illustrirt. Sogenannte Männer, die unter dem neumodischen Namen „Strikers" in den Städten herumbummeln, haben Frau Gray „mercantile" in Acht und Bann gelegt. Ein Weib war's, die den Herren „Boycottern" zum ersten Male zeigte, wie der Einzelne sein gutes Recht gegen Massentyrannei und Pöbelübermuth zu wahren hat.

Frau Gray ist zwar keine Jüdin, aber deßhalb kann sie doch stolz auf sich sein. Stöcker dürfte nicht dieser Ansicht beipflichten, aber ich und Stöcker waren noch immer verschiedener Meinung. „Stöckerleben" hat sich ja doch schon überlebt. Es giebt nur noch wenig besoffene Kerle, die auf sein Commando arme Hausier-Juden durchprügeln und feine Fensterscheiben in jüdischen Häusern zerschmettern. Seitdem er es mit seinem allerchristlichen Eid nicht sehr genau genommen, wurde er von Gerichtswegen kalt gestellt. Der „große Mauschelfresser" von Berlin muß sich nun mit gewöhnlicher Kost begnügen, und anstatt in Judenblut zu schwelgen, trinkt er, wie die anderen Berliner, Blümchenkaffee aus starkgewässerter Zichorie bereitet. Hundert Jahre soll er nichts als dies Gebräu trinken.

In Paris da lebt ein Mann Namens Dumont, der neidete dem Stöcker die vergilbten Lorbeeren. Als echter Franzos ist er der Ansicht, daß der gallische Hahn alles besser versteht, als der deutsche Adler: daß man also in Paris die Judenhetze mit viel mehr Erfolg in Scene setzen kann als in Berlin. Und so krähte er denn die galligste Hep-Hep-Tonleiter ab. Er behauptete frisch drauf los, daß Frankreich nicht länger beanspruchen dürfte, an der Spitze der Civilisation zu marschiren, daß es seine alte "Gloire" in die Rumpelkammer werfen müsse, wenn es nicht wie die Rumänen und Russen es gründlich lerne, Hunderte von Juden auf einmal und auf's schnellste in's Fegefeuer zu spediren.

Kaum hatte M. Dumont so gekräht, als es gleich von allen Seiten Cartelle auf ihn losregnete. Katholiken und Juden, Protestanten und Ungläubige, alles was in Paris im Geiste des Humanismus regt und webt, will sich mit dem verrückten Anti-Semiten schlagen. So weit hat er schon zweimal seine Hiebe weg. Das erste Mal war's der Redakteur des "Journal le Paris", Monsieur Charles Laurent, der den Apostel des neuesten Kreuzzuges vor den Säbel forderte. Der fromme Mann kam mit einer leichten Wunde davon. Wie das gar manchem Franzosen in den letzten paar Jahren erging, mußten auch in seinem Falle die Hosen für den Träger herhalten. Das zweite Mal wurde die Geschichte schon etwas bedenklicher. Arthur Meyer, ein französischer Israelit deutscher Herkunft, der bekannte Redakteur des "Goulois", welcher einen eben so scharfen Degen wie eine spitze Feder führt, versetzte dem armen Schelm von einem Gegner eine recht schwere Wunde im linken Schenkel. Und sobald der französische Affe unseres „Stöckerleben" wieder gangfähig ist, stehen ihm noch ein Dutzend und mehr Waffengänge bevor. Ich gönne ihm das Vergnügen und noch etliche Verwundungen an verschiedenen harmlosen Leibesplätzen. Keiner seiner Gegner wird bei ihm nach Kopf oder Herzen zielen, denn wo nichts ist, kann selbst eine Pistole nicht einschlagen. Der ganze Stamm moderner „Stöckerianer", ob deutsch oder französisch, rumänisch oder russisch, hat weder Kopf noch Herz. Nur unsere Schwäche ist ihre Stärke.

Alexandra.

(Aus dem „Pittsburger Volksblatt" vom 27. April '86.)

Ehre, dem Ehre gebührt.

In der Wohnung des Alleghenier Stadtrathmitgliedes, Herrn E. Wertheimer, an der North Avenue in Allegheny, wurden am Sonntag Abend angenehme Stunden verbracht. Herr Wertheimer war nämlich Jahre lang Präsident der hiesigen jüdischen Gemeinde „Rodef Scholem" (8. Straße Tempel) und legte bei der letzten Versammlung dieses Ehrenamt nieder. Die Mitglieder des letztjährigen wie des neuerwählten Direktoriums, sowie der Tempel-Chor und sonstige Gemeindemitglieder und Freunde des Herrn Wertheimer, fanden sich daher in seiner Wohnung ein, um ihrer Anerkennung für seine langjährigen Dienste und sein eifriges Wirken und ihrem Bedauern bezüglich seines Rücktrittes Ausdruck zu verleihen.

Herr Rabbiner Dr. Mayer, Herr Josiah Cohen und andere prominente Mitglieder der genannten Gemeinde hielten Ansprachen und der Chor trug einige Lieder vor; auch wurden Herrn Wertheimer passende, von der Gemeinde gefaßten Resolutionen überreicht.

Herr Wertheimer ist allgemein als ehrenwerther Geschäftsmann und freundschaftlich wie wohlthätig gesinnter Privatmann bekannt und erfreut sich der hohen Achtung, nicht nur seiner Glaubensgenossen, sondern sämmtlicher Mitbürger, die ihn kennen.

Ausland.

Brünn, 31. März. — Diese Woche fand die Sitzung der Delegirten und des Curatoriums des mährisch-jüdischen Landesmassefonds statt. Im Berichte wird angegeben, daß das Erträgniß sich auf 43,999 fl. 96½ kr. beläuft. Davon wurden verwendet 12,840 fl. für Schulen, 11,250 fl. als Subventionen an Gemeinden, 11,610 als Personalunterstützungen, 2645 fl für verschiedene Bildungsanstalten und 400 fl. als Stipendien, auf neue Rechnung vorgetragen wurden 4400 fl. Dem Vereine „Proseminar", welcher demnächst erst in's Leben treten soll, wurden 600 fl. auf fünf Jahre zugesichert.

Krakau. — Moses Ritter ist ein stattlicher Mann, der hoch in den fünfziger Jahren steht und recht „intelligent" aussieht. Er sagte mir Folgendes: „Ich habe alle Leiden der letzten vier Jahre mit vollkommener Ruhe über mich ergehen lassen und dieselben als harte Prüfung betrachtet, welche Gott über mich verhängt hatte! Als ich das Todesurtheil zum ersten Male vernahm, war ich wohl niedergeschmettert, bald aber faßte ich Muth. Die beiden anderen Todesurtheile haben die öffentliche Meinung vielleicht mehr als mich selbst berührt! Ich hatte mit der Welt abgeschlossen und war gefaßt zu sterben, denn daß meine Unschuld einmal, und sei es auch lange nach meiner Hinrichtung, an den Tag kommen werde, davon war ich so fest überzeugt, wie Sie bestimmt wissen, daß jetzt Tag ist! — Was mich schmerzte, war vorzüglich, daß auch meine arme Frau so schwer leiden mußte. — Ich begebe mich von Rzeszow direkt nach Lutcza, um dort meine Habe zu veräußern. In diesem Orte will ich nicht bleiben; das Bauernvolk wird ja seinen Wahn, daß ich einen „rituellen Mord" an der Mnich begangen habe, schwerlich aufgeben!" Weiter erzählte Ritter, daß er den Juden der Stadt Krakau, welche ihn während der Haft, sowie auch nach der Freilassung, materiell unterstützt haben, ewigen Dank schuldig sei. Gitel Ritter, die um mehrere Jahre jünger ist als ihr Mann und mehr „ländlich" aussieht, ist in der mehrjährigen Haft fußleidend geworden und hinkt recht merklich. An jeder Station von Krakau bis Rzeszow kamen viele Juden zum Bahnhof, um das Ehepaar Ritter zu begrüßen. Es spielten sich viele rührende Szenen ab.

Florenz. — Vor einigen Tagen ist Commendatore Prospero Padoa plötzlich einem Schlaganfalle erlegen, und hat dessen Hinscheiden große Trauer in ganz Italien hervorgerufen. Der Verstorbene (geb. 1811 zu Modena) gehörte schon seit seiner frühesten Jugend dem Geheimbunde der Carbonari an, der bekanntlich die Einigung Italiens auf seine Fahnen geschrieben hatte und dieselbe nöthigenfalls auch mit dem Blute seiner Mitglieder erkaufen wollte. Als nun 1848 in Modena die Revolution ausbrach, da wurde Padoa in die provisorische Regierung daselbst berufen, und gehörte er auch jener Deputation an, welche Karl Albert, dem Vater Victor Emanuel's, im Auftrage der Modenenser die Krone ihres Landes anbot. Später lebte er als Verbannter in Toscana, Genua und Turin, und war es in letzterer Stadt, wo er die Bekanntschaft Cavour's, des großen italienischen Staatsmannes, machte, mit dem ihn bald eine innige Freundschaft verband. Cavour bot seinem jüdischen Freunde mehrere glänzende und einträgliche Staatsämter an, die aber dieser insgesammt ablehnte und es vorzog, sich lieber von seinem Wissen, er war Doctor der Heilkunde, zu ernähren. Nach Constituirung des Königreiches Italien ließ er sich endlich herbei, als Sections-Chef ins Unterrichtsministerium einzutreten, welchen Posten er bis zu seiner im vorigen Jahre erfolgten Pensionirung beibehielt. Aber in allen seinen Stellungen vergaß er nie, daß er dem Judenthume angehörte, und lieferte er sogar manchen religiös-pädagogischen Artikel für die Zeitschrift: „L'Educatore israelita" (der jüdische Erzieher).

Rom. — Am vergangenen 25. Adar (2. März.) wurde in Livorno an dem Hause, in dem einst Moses Montefiore das Licht der Welt erblickte, ohne irgend welche Ceremonie ein Gedenkstein angebracht, damit er den spätesten Geschlechtern dieses Ereigniß verkünde. Dieser Gedenkstein wurde auf Kosten der jüdischen Gemeinde in dieser Stadt beigestellt, während die Inschrift auf demselben den Literaten Prof. Alessandro d'Ancona zum Verfasser hat. Dieselbe lautet in deutscher Uebersetzung:

„Es sei zum ewigen Angedenken, daß am 24. Oktober 1784 hier Moses Montefiore geboren wurde, der in Syrien, in Rußland, in Marokko, in Rumänien ein unermüdlicher Verkünder der Duldsamkeit war und bei allen Unglücksfällen ohne Unterschied des Volkes und des Glaubens reichliche Unterstützung gewährte. Er starb zu Ramsgate am 28. Juli 1885, geehrt von den Mächtigen und gesegnet von den Armen."

Bobruisk (Rußland). — Der Kaiser hat Herrn Chajim Boas Rabinowitz das Ehrenamt eines Präsidenten des Committees zur Beaufsichtigung der Gefängnisse übertragen. Mit diesem Ehrenamte ist das Tragen einer kaiserlichen Uniform verbunden, und das ist in Rußland eine besondere Ehre.

Brody, 23. März. — Zum Reichsraths-Abgeordneten der Handelskammer an Stelle des verstorbenen Abgeordneten Kallir, wurde Dr. Moritz Rosenstock, Gutsbesitzer von Skalat, mit Stimmenmehrheit gewählt.

Wien, 1. April. — Bei den Dienstag stattgehabten Gemeinderathswahlen haben die antisemitischen Candidaten eine Niederlage erlitten. Im ersten Bezirke sind die Gegencandidaten der Liberalen, Silberer und Jägermayer, im zweiten Bezirk blieben die Antisemiten in großer Minorität, im dritten Bezirke wurde Dr. Mandl (ein Jude) mit nur vier Stimmen Majorität wiedergewählt, im vierten Bezirke findet zwischen den Liberalen und antisemitischen Candidaten eine engere Wahl statt.

Paris, 25. April. — Ein fanatischer Katholik, Dumonts, hat dadurch große Sensation hervorgerufen, daß er einen antisemitischen Kreuzzug predigt. Er eifert gegen alle Israeliten von Abraham bis zu den heutigen Tickethändlern in den Boulevards. Er beneidet die Russen und Rumänier darum, daß sie Energie und praktischen Religionseifer genug entwickelt hätten, die Juden zu massakriren, wo immer sie ihrer habhaft werden konnten. Dumonts hat sich indessen mit seiner fanatischen Wuth dermaßen übernommen, daß er allgemeinen Unwillen erregte, selbst seitens des Erzbischofs von Paris, dessen Beifall er vergeblich anrief, wie seitens des Atheisten Maxime Lisbonne, den er als einen Juden von Character, wenn nicht von Geburt, bezeichnete. Dumonts hat sich eine ganze Anzahl Duelle zugezogen. In dem ersten derselben wurde er von Charles Laurent, dem Redacteur des Journals „Le Paris", verwundet, im nächsten stand er Arthur Meyer, dem Director des „Gaulois", gegenüber. Dieses Duell fand gestern in St. Cloud statt und Dumonts erhielt eine tiefe Schenkelwunde. Weitere Duelle müssen bis nach seiner Wiederherstellung verschoben werden.

Berlin. Ende März.—In der Generalversammlung der Gesellschaft zur Verbreitung der Handwerke und des Ackerbaues unter den Juden im preuß. Staate, stattete am 27. März deren Vorsitzender, Herr Professor Dr. H. Breslau, Bericht über die Thätigkeit pro 1885, wonach von ihr 84 Lehrlinge bei verschiedenen Handwerksmeistern untergebracht und von 4 Handwerksmeistern als Inspectoren beaufsichtigt sowie über deren Besuch der Fortbildungs-, Fach- und Religionsschulen controlirt und mit Kleidung, Stipendium und Schulgeld unterstützt worden sind, auch darauf halten, daß dieselben bei Beendigung der Lehrzeit ein Gesellenstück anfertigen.

(Isr. W.-Sch.)

Berlin. — Die Gesellschaft jüdischer Handwerker und Künstler zu Berlin hielt am 25. März ihr 40jähriges Bestehen in den Festräumen der Gesellschaft der Freunde unter sehr zahlreicher Betheiligung ab, in welcher der gesammte Vorstand wieder gewählt wurde. Aus dem Jahresberichte geht hervor, daß die Gesellschaft 327 Ehrenmitglieder, 275 ordentliche, 46 immerwährende und 3 Jubelmitglieder zählte. Einnahmen und Ausgaben balanciren mit 7080 M. bei einem eisernen und Reserve-Fonds von 25,650 M. Außerdem besteht ein Jubel-Fonds mit 10,250 M., sowie Spezial-Stiftungen mit 7658 M.

Buchsweiler, (Elsaß,) 9. April. — Seit Jahren werden hier während der Wintermonate eine Anzahl von populär wissenschaftlichen Vorträgen im großen städtischen Concertsaale gehalten. Es sind meistens die Lehrer des hiesigen Gymnasiums und die hiesigen ev. Geistlichen, welche diese Vorträge halten.

In diesem Jahre hat sich auch Rabbiner Dr. Adolf Singer an dieser die Volksbildung fördernden Einrichtung betheiligt.

Ungarn. — In der Nacht des 2. März, starb in San Remo, wo er sich zur Kur bei seiner Tochter aufhielt, Baron Leopold Popper von Podhragy im Alter von 66 Jahren. Nebst Gottes Hilfe war es die eigene Kraft durch die er sich von kleinen Anfängen zu einem der größten Industriellen von Oesterreich-Ungarn und zu einem der bedeutendsten Großgrundbesitzer dieser Monarchie emporrang. Die Menschheit verlor in ihm einen Philantropen von bestem Schlage, einen hochherzigen, opferwilligen Patrioten und das Judenthum einen glaubenstreuen und streng religiösen Sohn.

(Aus dem „Jeschurun.")

Zur Lage der Juden in Rumänien

Man wird nicht in Abrede nehmen können, daß Rumänien in der Kunst der Judenbedrückung es zu einer Virtuosität gebracht hat, welche dem jungen Königreiche, dem Belgien des europäischen Orients, wie es sich gern nennen hört, einen hervorragenden Platz in der Geschichte des Antisemitismus sichert. Der bedeutendste und fruchtbärste Gedanke, mit welchem die rumänische Politik die antisemitische Weisheit bereichert, ist die consequent durchgeführte Idee, die Juden auf völlig gesetzliche Weise zu unterdrücken und zu quälen, ohne daß in den zahlreichen legislatorischen Handlungen auch nur mit einer Silbe deren Name genannt wird. In all den vexatorischen Gesetzen und Verordnungen, die in dem auf seiner vermeintlichen Civilisation und seinem vorgeblichen Liberalismus stolzen barbarischen Rumänien während dieses Dezenniums gegen die Juden erlassen worden sind, sucht man vergebens nach der Bezeichnung „Jude". Es ist immer nur die Rede von Fremden und Nichtnaturalisirten. Daß man die Juden als Fremde betrachtet und behandelt, ist nicht neu und nicht spezifisch rumänisch. Nicht nur hat Eduard von Hartmann, der deutsche Philosoph, den Ausdruck „Gastvolk" für die Juden im Gegensatz zu dem „Wirthsvolk" der berechtigten Bevölkerung erfunden, sondern die ihren jüdischen Angehörigen eine Ausnahmestellung anweisenden Staaten haben von jeher die Juden als Fremde betrachtet, denen man nur so viel aus Gnade zu gewähren braucht, wie es gerade dem eigenen Vortheil frommt. In den zahlreichen „Judengesetzen" wird aber klar und deutlich von den Juden, Israeliten oder Hebräern gesprochen. Dem die Gleichheit aller Confessionen proklamirenden Rumänien der Gegenwart war es vorbehalten, das volle Maß des Elends über seine jüdischen Bürger zu verhängen, ohne deren zu erwähnen. Es hat verstanden, dem ausdrücklichen Verlangen Europas, das seine Selbstständigkeit nur unter der Bedingung der Emanzipation der Juden anerkannt, schnurstracks zuwider zu handeln, ohne daß man ihm irgend eine die Juden an dem Vollgenusse irgend eines Rechtes ausschließende Verordnung nachweisen kann. Wir verkümmern den Juden kein einziges Recht, sprechen die rumänischen Staatskünstler, wir sind viel zu civilisirt, um irgend einen Bürger seines Glaubens halber zurückzusetzen, und viel zu vertragstreu, um auch nur eine einzige Bestimmung des Berliner Congresses zu verletzen. Wir bezeichnen es geradezu als eine Verleumdung, wenn man sich nicht entblödet, von einer Bedrückung der rumänischen Juden zu reden. Die Gesetze, welche wir machen, handeln nur von Einheimischen und Fremden. Daß unter den Fremden auch Juden sind, dafür können wir doch nichts; die rumänischen Juden aber sind vollkommen emancipirt.

Rumänien hat die seit Generationen in seinem Bereiche ansässigen Juden, welchen es alle Pflichten eines Bürgers auferlegt, staatsrechtlich als Fremde erklärt, um sie der Rechte eines Bürgers zu berauben. Das ist das spezifisch Rumänische, das ist die geniale Erfindung der rumänischen Staatskunst. In allen andern Staaten, in welchen man die Unabhängigkeit der Rechte von dem Glaubensbekenntniß proklamirt hat, wurden mit einer solchen Erklärung die Juden in die Vollberechtigung und Gleichheit eingesetzt. Freilich hatten diese Staaten nicht die hohe Stufe der Kultur inne, wie die Rumänen, und waren auch nicht so geschickte Rabulisten. Rumänien verlangt, daß ein jeder einzelne rumänische Jude um die Gewährung der Anerkennung als Rumäne einkommt, und das Parlament hat über diese Gesuche zu entscheiden. Von den 400,000 rumänischen Juden sind auf diesem Wege 67 bis jetzt als Rumänen anerkannt worden.

Die 883 jüdischen Soldaten, welche für die rumänische Selbstständigkeit im türkischen Kriege mitgefochten hatten, sollten als Auszeichnung, ohne besonders darum nachzusuchen, als Rumänen proklamirt werden. So stand es auf dem Papiere. Wozu wären aber geschickte und geschulte Ortsbehörden vorhanden? Diese hatten die Certifikate aus den Registern auszustellen, und da stimmten merkwürdiger Weise oft die Namen der Comunalregister mit denjenigen der Militärrollen nicht, und dann konnte natürlich der Betreffende seinen Schein nicht erhalten.

Ein Blick auf die Gesetze und Dekrete der letzten sechs Jahre gewährt ein Verständniß für die Lage der rumänischen Juden.

Das Grundgesetz lautet: „Alle Rumänen sind vor dem Gesetze gleich." Fremde, d. h. in Rumänien geborene Juden, deren Vorfahren seit undenklicher Zeit in Rumänien seßhaft gewesen, können keinerlei öffentliche Aemter bekleiden. (Gesetz aus dem Jahre 1884.)

Jeder Fremde, welcher in irgend einer Beziehung den Behörden verdächtig erscheint, als ob er dem Lande gefährlich werden könnte, kann gezwungen werden seinen Wohnort zu verändern, oder des Landes verwiesen werden. (Aus 1881.) Auf Grund dieser Bestimmung hat man Tausende rumänischer Landeskinder von Haus und Hof verjagt und über die Grenze getrieben. Auf Grund dieser Bestimmung irren Tausende rumänischer Juden heimathslos in der Welt umher und finden keine Stätte, wo sie ihre Hütte aufschlagen können. Auf Grund dieser Bestimmung sind Tausende rumänischer Juden mit Weib und Kind arm und unglücklich geworden und gehen in Noth und Elend zu Grunde.

Fremde können keine rumänischen Soldaten werden. Nun sind aber nach rumänischer Weisheit die rumänischen Juden Fremde. Soll Rumänien auf die jüdische Blutsteuer verzichten? Nimmermehr. Schweres Dilemma. Aber die rumänische Weisheit ist sehr erfinderisch, darum die Bestimmung (aus 1882): Diejenigen Fremden und deren Kinder, welche nicht nachweisen, daß sie einem andern Staate zum Militärdienst verpflichtet sind, sind gleich den Rumänen zum Militärdienst verpflichtet. Da selbstverständlich die rumänischen Juden keinem andern Staate als Soldaten zu dienen die Verpflichtung haben, so müssen sie in die rumänische Armee eintreten. Alle Rechte entzieht man den Juden, sein Gut und Blut hat er aber dennoch dem rumänischen Staate zu opfern.

Nur Rumänen können ein Hausirgewerbe betreiben (1882), nur Rumänen können das Gewerbe eines Maklers, Commissionärs, Vermittlers von Geschäften ausüben, und auch die Stellvertreter solcher Vermittler müssen Rumänen sein (1881). Rumänische Juden sind Fremde, keine Rumänen. Durch diese Bestimmung hat man Tausende von Familien ihres Erwerbszweigs beraubt und brodlos gemacht.

Apotheken können nur auf Grund einer ausgeschriebenen Bewerbung erworben werden; zur Conkurrenz werden nur Rumänen zugelassen (1882). Rumänische Juden sind keine Rumänen und können deshalb nicht Apotheker werden.

Zur Ausübung der Rechtsanwaltschaft werden nur Rumänen zugelassen. Sollte es sich herausstellen, daß irgend ein zur Advokatur Zugelassener ein Nichtrumäne ist, so wird derselbe wieder in der Liste der Anwälte gestrichen (1884). Da die rumänischen Juden nicht Rumänen sind, so sind sie von der Advokatur ausgeschlossen.

Ein Dekret aus 1885 bestimmt, daß Distriktsärzte und Spitalärzte absolut Rumänen sein müssen. Jüdische Aerzte sind als Fremde von der Bekleidung solcher Posten ausgeschlossen.

So hat es Rumänien zu Wege gebracht, seine Juden zu bedrücken, auszuschließen, erwerb- und brodlos zu machen, von Ort zu Ort zu jagen und gänzlich zu vertreiben, trotz der feierlichen Zusage, sie zu emancipiren. Und solchem Gebahren schauen die Congreßmächte ruhig zu ohne Rumänien an seine Pflicht zu erinnern, ohne es zu erinnern, daß es nur seine Selbstständigkeit garantirt erhalten hat, so es seinen Juden die völlige Gleichheit mit den übrigen Bürgern gewährt!

Die Juden in Siam.

Das Königreich Siam gehörte bis in die neueste Zeit zu den Ländern, welche von den Juden grundsätzlich gemieden wurden, weil die Religion und die Sprache ihrer Bevölkerung sie von einer Ansiedelung abgeschreckt haben. Die Religion der Siamesen ist bekanntlich der krasseste Buddhismus, und in einem weißen Elephanten verehren sie das Symbol der höchsten Gottheit, während ihre Sprache wieder, zu dem indochinesischen Sprachenzweig gehörend, in gar keiner Verwandtschaft zu den semitischen Sprachen steht, welche die Juden dieses Welttheils mit solcher Vorliebe und solchem Eifer pflegen. Die Juden Asiens kamen daher über den Ganges, den Hauptstrom Indiens, in welchem Lande nebst den einheimischen auch die beiden semitischen Sprachen, das Arabische und Persische ungemein verbreitet sind, nicht heraus, und Kalkutta war noch vor vierzig Jahren die letzte jüdische Gemeinde Süd- und Ostasiens. Die jüdischen Gemeinden, die sich heute in Hongkong, Schanghai und Jokohama finden, datiren nämlich erst aus der neuesten Zeit und wurden von dorthin eingewanderten, englischen, deutschen, französischen und amerikanischen Juden gegründet. Auch nach Siam sind in der neuesten Zeit einzelne Juden gekommen, um dort zeitweilig zu bleiben, aber dauernd wollte sich keiner derselben dort niederlassen. So starb erst vor drei Jahren ein galizischer Jude, Namens Goldmann, der auf seinen abenteuerlichen Wanderungen durch das östliche Asien auch nach Siam kam, wo er etliche Jahre verblieb und dasselbe dann mit großen Reichthümern wieder verließ. Diese Scheu der Juden vor Siam und seinen Bewohnern konnte indeß den europäisch erzogenen und hochgebildeten König dieses Landes Chulukonkoran nicht abhalten, einen jüdischen Kaufmann, Herrn Schönberger, zu seinem Konsul in Wien zu ernennen, und er lieferte so den Beweis, daß Bildung und Wissen von allen konfessionellen Vorurtheilen frei macht. Heute haben wir wieder von einem Juden zu erzählen, der die Gunst dieses Fürsten sich in einem so hohen Grade erworben hat, daß dieser ihm gestattete, einige Minen auf der Halbinsel Malacca, die noch zu Siam gehört, auszubeuten und ihm zugleich auch jede mögliche Unterstützung dabei zusagte. Derselbe heißt Angelo Luzzati, stammt aus der oberitalienischen Stadt Asti und ist seinem Berufe nach Ingenieur. Im vergangenen Februar kam Herr Luzzati, der bisher in Indien gelebt und gewirkt hatte, mit einem Empfehlungsschreiben des Vicekönigs dieses Reiches, Lord Dufferin, an den englischen Gesandten in Bangkok, der Hauptstadt Siams, nach dieser Stadt, um dieses Land, besonders aber die schon genannte Halbinsel Malacca, die man ihres ungeheuren Goldreichthums wegen gemeinig-

lich die goldene Halbinsel nennt, geologisch zu durchforschen. In Bangkok angekommen, gelang es nun Herrn Luzzati, sich bald die Sympathien der dortigen europäischen Kolonie, besonders des englischen Gesandten zu erwerben, so daß er schon nach kurzem Aufenthalt Zutritt in die besten Häuser und Kreise fand. Bald darauf wurde er auch vom Könige Chululonkoran zur Audienz befohlen, und die Gunst des Landesfürsten öffnete ihm die Pforten der Großen des Reiches. Einen besonderen Freund fand er an dem dortigen Minister des Auswärtigen, Prinz Chrom Mon Deva Wongtze, der gleich seinem Souverän eine gründliche abendländische Bildung besitzt. Unser Glaubensgenosse verstand es, sich in kurzer Zeit bei diesem Staatsmanne so beliebt und geachtet zu machen, daß dieser ihn im vergangenen Mai in Begleitung eines hohen siamesischen Funktionärs und auf einem eigens hierzu ausgerüsteten Kriegsdampfer nach der Halbinsel Malacca schickte, damit er die ärarischen Bergwerke durchforsche, und er gab ihm auch die nöthigen Empfehlungsschreiben an die dortigen Statthalter mit. Nach seiner Rückkehr nach Bangkok überreichte er dann seinem Gönner, dem Minister des Auswärtigen, ein Memorandum über die Ergebnisse seiner Forschungsreise, das dieser dem Könige unterbreitete. Dieser befahl nun, das Schriftstück ins Siamesische zu übertragen, es auch auf Staatskosten drucken zu lassen und es dann im ganzen Lande zu vertheilen. Als Lohn für seine Arbeit erhielt der Autor des Memorandums von der Krone ein Stück Land in der Provinz Bangtaphen, das zehn Meilen lang und vier Meilen breit ist, überwiesen, um auf demselben Nachgrabungen nach Gold anstellen zu lassen. Auch eine pekuniäre Unterstützung zur Durchführung seines Unternehmens wurde ihm von der Krone in Aussicht gestellt. Dem Beispiel des Königs folgend, beeilten sich die Minister ebenso auch die Großen des Landes und viele in Bangkok residirende einheimische und fremde Kapitalisten, Herrn Luzzati beträchtliche Summen zur Verfügung zu stellen, so daß bis zum 1. Oktober schon 50,000 Livres Sterling (eine Million Mark) beisammen waren. Herr Luzzati ist jetzt wieder in Italien eingetroffen, um nun auch italienische Kapitalisten für sein Unternehmen zu gewinnen und zugleich hier die nöthigen Ingenieure und Bergwerksleute in seinen Dienst zu nehmen, mit denen er im Frühling nach Siam zurückkehren wird, um dort an die Arbeit zu gehen. Viele Europäer in Bangkok, die sich schon seit Jahren vergeblich bei der siamesischen Regierung bemüht haben, um von ihr die Konzession zur Ausbeutung einiger Bergwerke zu erlangen, sahen es daher mit Neid, daß Herrn Luzzati binnen kurzer Zeit das gelungen ist, wonach sie schon seit Jahren gestrebt. Der „Siam Weekly Advertisor", der in Bangkok erscheint, nennt diese Konzessionsertheilung an Herrn Luzzati „eines der wichtigsten Ereignisse des Jahres 1885 im Königreich Siam." Die italienischen Blätter sind daher jetzt nicht wenig stolz auf ihren wackeren und tüchtigen Landsmann.

(Kantor)

Hebron.

Auf den Höhen von Hebron ist der blendend weiße Schnee eine unbekannte Erscheinung. So schneidend auch Manchem die Nordstürme brausen und wehen, so führen sie doch nur kalte Regenschauer herbei, die aber, weit entfernt die Entwickelung des Pflanzenlebens zu hindern, die Entfaltung desselben fördern. Sie scheinen die Vegetation zu verjüngen. Um die Chanukahzeit treten angenehmere Verhältnisse ein. Laue Lüfte wehen aus der arabischen Wüste und die Südwinde bringen Leben in die schweigsame Natur.

Viel früher als bei uns blühen schon die Obstbäume, die frischen Saaten schießen schnell auf, in den Gärten steht der Jasminstrauch in lieblicher Pracht und auf den Wiesen gedeihen die Lilien, die Tulpen und Narcissen in üppiger Frische und Fülle. Die ganze Landschaft gleicht einem schönen glänzenden Garten, voll der würzigsten Düfte. Wenn je eine Gegend im heiligen Lande reich mit allen Erzeugnissen gesegnet ist, so ist es die reizende Umgebung von Hebron. Es ist dieserhalb natürlich, wenn diese lieblichen Gefilde schon in frühester Urzeit reichlich belohnt wurden.

An der Ostseite der Stadt sieht man die Doppelhöhle, wo Sarah, Abraham, Isaak, Rebecca, Lea und Jakob begraben liegen. Ueber der Höhle selbst erhebt sich eine Moschee. Keinem Menschen eines fremden Glaubens gestatten die Türken so leicht den Zutritt, und nur zu gewissen Zeiten ist es Glaubensbrüdern erlaubt, durch eine kleine in der Ringmauer befindlichen Oeffnung nach den Vorhallen hineinzuschauen und zu beten.

Da in neuerer Zeit Reisenden anderer Confession, darunter auch Israeliten, gestattet ist, die Höhle Machpelah zu besuchen, und es Jeden interessiren wird, Einiges über das Innere zu vernehmen, so sei hier die Beschreibung Rosen's erwähnt, der in Begleitung des Prinzen von Wales die Gräber besuchte: „Durch Gitter von massiven Silberstäben sind in dem Gemach die Räume unter den beiden Seitenkuppeln zu Zellen abgesperrt, in welchen wir gegen 12 Fuß hohe, in ihrer Bekleidung von kostbaren Decken aus schweren, grünem Seidenstoff mit eingewobenen Arabesken und Inschriften in Silber sich imposant ausnehmenden Sarkophage wahrnehmen. Das Monument zur Rechten wurde als das Abraham's und das gegenüberliegende als Sara's bezeichnet.... Sodann wurde ein 8 Zoll langes silbernes Vorlegeschloß aufgeschlossen und in das eigentliche Grabgewölbe Abraham's der Zutritt gestattet. Auch hier verbargen drei Decken einen Marmorsarkophag. Der Fußboden war mit kostbaren Teppichen kleinasiatischer Arbeit belegt. Gegenüber liegt das Grabgewölbe Sara's. Das Grab Isaak's und Rebecca's wollten die Führer nicht gern öffnen, und der Prinz und seine Begleiter drangen nicht auf die Besichtigung und begnügten sich, noch das Grabgewölbe Jakob's und Lea's zu sehen, das ähnlich dem Abraham's war.

(Israelit.)

Das Grab Esthers und Mordechais

Statten wir nun jetzt dem gemeinschaftlichen Grabe von Esther und Mordechai einen Besuch ab. Dasselbe liegt auf einem freien Platze in der Mitte der Stadt Hamadans und ist von einem niedrigen Ziegelbau, der die Form einer Moschee hat, umschlossen. Das Gebäude ist durch eine Thür abzusperren, entbehrt aber gänzlich der Fenster. Die Schlüssel zu diesem Bau, nennen wir ihn Gruft, befinden sich in den Händen des Schames (Synagogendieners), der zugleich auch den Führer beim Besuche dieser interessanten Stätte macht, was ihm ein kleines Nebeneinkommen verschafft. Betreten wir nun die Gruft. Da dieselbe gänzlich finster ist, so müssen wir die Wachskerze, die uns der Schames schon früher zu diesem Zwecke übergeben hat, anzünden. Gleich beim Eingange erhebt sich die schon erwähnte Kuppel aus Sandelholz, ein wahres Meisterwerk persischer Schnitzkunst. Hier also sollen die große Königin und ihr frommer, seinem Volke so innig lich zugethaner Onkel, ruhen! Wir küssen die Fußseite der Kuppel; stellen auf derselben die brennende Wachskerze nieder und beten dann: „O, Herr, der Du voller Barmherzigkeit bist und in den höchsten Sphären thronst, gewähre eine würdige Ruhe im ewigen Leben unter den Flügeln Deiner Majestät und auf jenen Höhen, wo die Heiligen und Reinen stehen, die wie der Abglanz des Himmels strahlen und leuchten, der Seele der Esther, der Tochter Abihajil's und der Seele Mordechai's dem Sohne Jair's, die in's Jenseits hinübergingen, als ihr Tag gekommen war: o, mögest Du, Herr der Barmherzigkeit, sie unter Deinen Flügeln bergen, ihre Seele in den Bund des ewigen Lebens aufnehmen, ihre Ruhestätte zu einer ehrenvollen machen und ihnen und ihrer Ruhestätte den ewigen Frieden gewähren, so wie es geschrieben steht: Es ziehe ein das Geschlecht der Frommen und mögen sie hier auf ihrem Lager ruhen, die einen redlichen Lebenswandel geführt haben, Amen." An jedem Vorabende des Neumondes strömen die jüdischen Frauen und Mädchen Hamadans in hellen Schaaren zum Grabe der Königin Esther hinaus und schmücken dasselbe und das ihres Oheims mit frischen Blumen, die sie oft auch mit ihren Thränen befeuchten. Am Fasten der Esther nimmt diese Wallfahrt besonders große Dimensionen an, und an diesem Tage wird zugleich auch von den biedern Töchtern Israels die Gruft sammt der Kuppel gereinigt und entstaubt, worauf auf Letztere zahlreiche Oellampen und Wachskerzen gestellt und angezündet werden, damit sie die Finsterniß, die hier herrscht, verscheuchen sollen. Selbstverständlich wird auch an diesem Tage die Kuppel mit Blumen und Guirlanden geschmückt. Vor Sonnenuntergang wird hier das Minchahgebet verrichtet, an dessen Schluß die anwesenden Chachamim an das Fußende der Kuppel hintreten, um für die große Königin und ihren Onkel Kadisch zu sagen.

Man läßt nun die brennenden Lichter in der Gruft zurück und schließt dieselbe ab, worauf Alles in die hellerleuchteten Synagogen eilt, um dort die Megillah vorlesen zu hören. Alle Anwesenden sind voller Andacht, aber kaum hat der Hasan zum ersten Male den Namen „Haman, der Sohn Hamdatha's" verlesen, da entsteht ein ohrenbetäubendes Lärmen und Gepolter in der Synagoge, es wird mit den Füßen gestampft, in die Hände geklatscht, gepfiffen und gejohlt. Dieser Spektakel gehört zwar nicht in ein Gotteshaus, aber man darf deshalb den Juden Hamadans nicht gleich zürnen und ihnen Vorwürfe machen, weil sie am Purim ein bischen über die Schnur hauen und dem Erzvater der Antisemiten und Judenfresser eine ausgiebige Katzenmusik darbringen. Der Purim wird in Hamadan wie vielleicht in keiner andern jüdischen Gemeinde der alten und neuen Welt so festlich und freudig begonnen. In den beiden Nächten hindurch werden die Häuser beleuchtet, in allen Häusern wird getanzt und gejubelt, und den ganzen Tag hindurch ziehen persische Musikanten durch die Straßen des Judenviertels und bringen jedem Hausherrn daselbst ein Ständchen dar. Auch der Armen wird heute gehörig gedacht, damit auch sie den Tag in Freude und Jubel verleben sollen.

("Israelit.")

Paris, 11. April. — In dem schönen Nizza, wohin aus allen Theilen Europas alljährlich auch viele unserer Glaubensgenossen sich begeben, um ihre Gesundheit zu kräftigen, ist eine prachtvolle Synagoge erbaut und durch den Großrabbiner von Marseille und Nizza unlängst eingeweiht worden.

— Der Jahrg. 1786 der bekannten von Gedike und Biester herausgegebenen Berliner Monatsschrift, die das ganze damalige gelehrte Berlin zu ihren Mitarbeitern zählte, enthält außer der letzten Arbeit Mendelssohns: „Giebt es natürliche Anlagen zum Laster?“ ein höchst interessantes „Schreiben des königlich preußischen Generals von Scholten an den jüdischen Kaufmann D. F. über Moses Mendelssohn“, das für die Werthschätzung, welche damals die beste Gesellschaft dem jüdischen Weisen entgegenbrachte, bezeichnend ist. Der Adressat dieses offenen Briefes ist vermuthlich der bekannte Freund Mendelssohns, David Friedländer, der, aus kleinen kaufmännischen Kreisen hervorgegangen, Assessor beim königlichen Kommerz- und Manufaktur-Kollegium wurde und im Jahre 1834 in Berlin als Stadtrath starb. Der hohe Militär schreibt:

„Der unersetzliche Verlust, den die Menschheit, die Wissenschaften, besonders die spekulative Philosophie, und die Moral, den Ihre Nation, den Berlin, den seine Freunde erlitten haben, durchdrang mich dermaßen, daß meine sonst schwer zu erschütternde Gemüthsruhe der Betrübniß und den Thränen Platz machen mußte.

„Ein durchreisender jüdischer Kaufmann, Herr L. M., den ich nicht kenne, der aber vermuthlich meine Freundschaft für unsern unsterblichen Weisen kannte, war Ihnen einige Tage zuvorgekommen und hatte mich schon von dem schönen Aufsatze: Mendelssohn an die Freunde Lessings, der die unglückliche Veranlassung seines Todes gewesen ist, ein Geschenk gemacht. (Wie freu' ich mich, daß guter Geschmack, Aufklärung und Lektüre in Ihrer Nation so sichtbarlich höher steigen!) Ohne dies hätte Herr L. M. seine Tasche vielleicht voll Wechselbriefe, aber schwerlich voll Mendelssohn'scher Gedanken gehabt.

„Man erblickt in seiner Schrift überall die rührendsten Spuren eines geheimen, aber bescheidenen Unwillens, der in seinem Charakter einen neuen liebenswürdigen Zug ausmacht: — sich, wider seinen Willen, seines Lessings halber in einen solchen philosophischen Prozeß verwickelt zu sehen.

„Ich sende Ihnen hier nach Ihrem Verlangen einige Briefe unseres verewigten Freundes, doch mit dem Vorbehaltt der Zurückgabe derselben. Von einem so vortrefflichen Manne ist jede Zeile eine achtungswürdige Reliquie.

„Mendelssohns Zeit und Ruhe waren mir zu werth, als daß ich ihm aus Eigennutz öfter hätte schreiben sollen. Er gehörte mehr der Welt als seinen Freunden.

„Kennen Sie mich denn so wenig, daß Sie besorgen, es möchte mir nicht angenehm sein, wenn in Mendelssohns Lebensbeschreibung auch mein Name vorkäme? O sagen Sie es der ganzen Welt unverhohlen, daß ich ihn geliebt, und verehrt habe! Ich habe in dem Laufe meines langen Lebens alle Gelegenheiten aufgesucht, große Männer kennen zu lernen: ich habe, zur Ehre unseres Jahrhunderts sehr viele gefunden, die dieses Namens werth waren: unter ihnen aber nur einen Mendelssohn. Einem rechtschaffenen Mann müssen Weisheit und Tugend in der Hütte eben so ehrwürdig als in Palästen sein. Wenn Sokrates unter uns lebte, wer würde es sich nicht zur Ehre schätzen, den Weisen zum Freunde zu haben? War Sokrates denn mehr als Mendelsson?“

So urtheilte in dem Zeitalter Friedrichs des Großen ein Mann des Waffenhandwerks, ein ruhmgekrönter Heerführer über den bescheidenen jüdischen Gelehrten, so urtheilte er frei und offen vor aller Welt.

— Der Professor der Theologie, Baumgarten, in Rostock verlangt im „Protestantischen Sonntagsblatt“ entschieden die Enthebung Stöcker's von seinem hohen Predigeramte, dessen ganzes Verhalten er einen „kirchenschänderischen Unfug“ nennt. Die Polemik des berühmten Theologen gegen Stöcker schließt mit den Worten: „Wenn die öffentlich und mehrfach konstatirte Unwahrhaftigkeit es wagen darf, die Hauptkanzel in der protestantischen Metropole zu besteigen, was will man dann für geistlichen Segen erwarten von den Vorträgen und Andachten in den christlichen Theeabenden?“ Auch politisch ist Stöcker jetzt seit seinen Prozessen ein todter Mann. Stöcker ist zwar noch Mitglied des Reichstags, aber wer hört je von ihm? Er steht an der Spitze der christlich-sozialen Partei in Berlin — was erinnert noch daran? Nur in einer Rubrik der Berliner Blätter begegnet man demselben noch hin und wieder; das ist in der Rubrik „Gerichtssäle“. Im Reichstage ist er noch geduldet, bis das Committee entschieden haben wird, ob er oder sein Gegner gerechten Anspruch auf den Sitz hat.

Verlobungen.

Herr Michael Wilfson von Baltimore, Md., mit Frl. Hallie Bailey von York, Pa.

☛ Frühere Nummern der „Deborah“, vom Beginne des Romanes: „Ein deutscher Minister“ an, können an neue Abonnenten, sowie Alle, welche solche wünschen, gesandt werden.